

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Anekdoten und Erzählungen

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

zweite Hauptstadt von Portugal zu seines eigenen Verwunderung fast ohne Widerstand weg. Michael aber hatte die Priester und das gemeine Volk, so wie auch die meisten

vom Adel und von den Soldaten auf seiner Seite, und sperrte nach einem hitzigen Treffen den Bruder in Oporto fast ein.  
So stunden die Sachen Ende August 1832.

## Anekdoten und Erzählungen.

### Die Sträublein.

(Mit einer Abbildung.)

In vorigen Zeiten, Anno 17., wo der fallende Zoll im Lande noch nicht viel bedeutete und blutwenig abwarf, waren auch die Zollbedienten noch unbedeutende und meistens arme Leute. So ein armer Mann war auch der unlängst verstorbene Oberzoller zu Segringen, daher auch Niemand daran dachte, ihn Herrn Oberzoller zu nennen. Sorgen der Nahrung hätten vor der Zeit seine Haare gebleicht und seinen Kopf kahlgemacht, weswegen er genöthigt war, sich nach einer Perücke umzusehen, und glücklicherweise fand sich unter der Verlassenschaft der zu dieser Zeit gerade gestorbenen Frau Rathschreiberin eine stattliche Popsperücke, die sie von ihrem seligen Großvater ererbt und sie als ein heiliges Denkmal sorgfältig aufbewahrt hatte. Diese wurde von den Erben dem Oberzoller zum Geschenk gemacht, und sie passte so gut auf seinen Kopf, daß er seine eigene Freude daran hatte und sie hoch in Ehren hielt. Um sie besser zu schonen, hing er sie immer, wenn er im Zimmer war, an einen sichern Ort auf und behalt sich da mit seinem weißen Käpplein. Wohl war auf diese Art für die Bedeckung und Wärme des kahlen Kopfes gesorgt, aber das Wellen seines hungrigen Magens ward dadurch nicht zum Schweigen gebracht, und er mochte sorgen und sparen, wie er wollte, so konnte er doch mit seinem geringen Auskommen nicht ausreichen und sich der Fragen erwehren: was werde ich essen? was werde ich trinken? womit werde ich mich bekleiden? Im leeren Hause fand er keine Antwort auf diese Fragen, daher begab er sich, wenn seine Verlegenheit zu groß wurde, ins Freie und in die benachbarten Orte mit leerem Sack über den Schultern, nicht etwa um zu betteln, sondern um sich damit gegen den Regen zu

schützen. Wenn er nun an einem schönen Tage mit dem Sack wohin kam, so meinten doch die Leute, er habe ihn nicht des Regens wegen über sich gehängt, und es werde ihn nicht verdrießen, wenn man ihm Linsen, Bohnen, Erbsen, oder auch Schnitze und etwa auch ein Stücklein Speck aus gutem Herzen darein stecke; denn damals merkten die Leute weit geschwinder als jetzt, wo einen armen Mann der Schuß drückt. Das ist wahr, sie hatten damals auch mehr als jetzt, und was sie gaben, das war ihnen gar nicht ans Herz gewachsen. Aber es gibt doch immer auch noch jetzt hie und da einen, der unter so vielen leeren Säcken doch wenigstens in einen etwas thun könnte, wenn er wollte; allein sie wollen es nicht merken, wenn man es ihnen auch weit deutlicher zu verstehen gibt, als es der Oberzoller gerhan hat. Der blinkende Bore kann so was nicht loben, aber das macht ihm Freude, zu hören, daß doch auch noch gefunden werden, die, ohne aufs Bitten und Beten zu warten, freundlich und mit gutem Willen zuvorkommen. Solche zuvorkommende Seelen fand der Oberzoller in den benachbarten Orten. Ging er am Morgen mit schwerem Herzen und leichtem Sack von Hause weg, so kam er am Abend immer mit leichtem Herzen und schwerem Sack zurück, und es war eine Lust, zu sehen, wie die Kindlein sich freuten, wenn der Vater, durch die Liebe guter Menschen getröstet, mit vollem Sacke in den Kreis der Seinigen trat. Eines Tages fiel es ihm ein, nach dem benachbarten Windsheim zu spazieren, wo er schon oft in seiner Verlegenheit Aushilfe für sich und die Seinigen gefunden hatte. Der Löwenwirth daselbst stand gerade mit seinem Gevattermann Gottlieb am Fenster und sah von ferne schon den Oberzoller mit seinem Sack anrücken. Diese zwei losen Vögel verabredeten nun einen Spaß, welcher zunächst der Parazel des Oberzollers gelten sollte. Freundlich



auf seine  
Reise  
1832

en Tag  
en doch  
Regent  
werde  
im Ein-  
Schüß  
aus gu-  
is mer-  
is jeh-  
drückt.  
y mehr  
r ihnen  
es gibt  
eiden-  
ich we-  
wenn  
merken  
cher zu  
gerhan  
is nicht  
zu hie-  
werden  
parten-  
ortom-  
en sand  
Drien.  
Hegen  
so Lan-  
gen und  
re Luf-  
reuten.  
r We-  
in den  
es ist  
finde-  
n sel-  
die  
stirp  
er-  
eine  
rük-  
eren  
angel  
stich





wurde dieser bewillkommt, und als er sich durch ein Krüglein Wein und Brod und Käse gestärkt hatte, sagte der Löwenwirth: „Heute wollen wir einen lustigen Tag haben; wir gehen mit einander in die Krone nach Thalheim und lassen uns von der Kronenwirthin Sträublein backen, die sie vorzüglich gut zu machen weiß.“ Wie gesagt, so gethan. Alle drei brechen auf, und der Oberzoller legt schon zum Voraus im Geist ein halbes Duzend Sträublein in seinem leeren Magen zurecht und freut sich, auch Gottlieb erkleckliche Uebersse davon nach Hause mit sich nehmen zu können. Den Sack ließ er beim Löwenwirth zurück, denn es war kein Regen zu besorgen, und er wußte wohl, daß die Frau Löwenwirthin, als eine gute, verständige Frau, für den Sack sorgen und ihm sein Recht anthun würde. Unter muntern Gesprächen kamen sie in der Krone zu Thalheim an und sagten gleich beim Eintritt in die Stube, warum sie kommen. Auf der Stelle macht die Kronenwirthin den Teig an, und indessen hängt der Oberzoller, nach seiner Gewohnheit, seine Parabel an das Ofenstänglein und setzt sein weißes Käpplein auf. Gewaltig wässerte ihm schon das Maul, als er das Geprassel der Sträublein im heißen Schmalze hörte und der angenehme Geruch davon in seine Nase drang. Schon war eine große Platte voll fertig, als der muthwillige Löwenwirth heimlich die Parabel vom Ofenstänglein wegnahm, damit in die Küche ging und sie unvermuthet in dem noch übrigen Teig herumwälzte und sie in das siedende Schmalz warf. „Es ist ein Spaß, Frau Kronenwirthin,“ sagte er, „verderbe sie ihn uns nicht und thue sie, wie ichs sage: halte sie die Sträublein zurück und bringe sie die Parabel, sobald sie gebacken ist, ganz heiß auf den Tisch.“ Sie thut's und bringt mit verbissenem Lächeln das erste Sträublein. Gleich will der heißhungrige Oberzoller es verschneiden, aber der Löwenwirth sagte: „es ist noch zu heiß und ungesund, wir wollens erst kalt werden lassen.“ Indessen reißt doch der Oberzoller die äußersten Zinklein ab und ist eines nach dem andern. Nach einigen Worten fängt der Löwenwirth an, das Sträublein zu zerlegen; aber überall findet er Haare, und scheinbar unwillig wirft er, schimpfend auf

die Unreife der Kronenwirthin, das Sträublein dem Sultan hin, dem wie dem Oberzoller das Maul schon lange gewässert hatte. Aber so geschwind wollte doch der vorgeworfene Brocken nicht den Hals hinunter, doch der Hund weis sich gleich zu helfen; mit den Tazen hielt er das Ganze fest und streifte mit den Zähnen den Teig von den Haaren; jeder Streifzug kostete eine Locke von der Perücke. Ich glaube gar, es ist seine Parabel, sagte Gottlieb zum Oberzoller, und dieser sieht mit Schrecken, daß sie nicht mehr am Ofenstänglein hing. Er zweifelt nun keinen Augenblick mehr, daß es seine liebe Perücke seye, welche der Sultan so jämmerlich verzaufete. Er macht Versuche, noch die Nessel zu retten und mit dem Stock dem Sultan sie zu entreißen; allein dieser marret, so oft er mit dem Stocke gegen ihn kommt, zeigt ihm die Zähne und läßt sich in seiner Operation gar nicht stören. Der geneigte Leser sieht in der Abbildung den Mann in seinem ängstlichen Kampfe mit dem Sultan, und wie dieser, an sein Seufzen bei jedem Streifzuge sich nicht kehrend, nach und nach die Parabel in ihre Theile zerlegt. Die zwei losen Kameraden heben sich vor Lachen die Bäuche, aber dem Oberzoller kam der Spaß gar nicht lächerlich vor, und vor Aerger mochte er von den nachher aufgetischten bessern Sträublein keines anrühren, bis endlich der Löwenwirth und sein Gevatter ihm die heilige Versicherung gaben, daß sie ihm für die alte Parabel eine schöne neue kaufen wollten, und sie haben auch redlich Wort gehalten.

Jetzt aß der Oberzoller mit leichtem Herzen und packte auch noch stark auf, um die Seinigen zu Hause damit zu erfreuen. Auch die Löwenwirthin vergaß es nicht, den Sack mit Gemüß und einem Stück Speck zu füllen. So ein Spaß, bei dem Niemand in Schaden kommt, meint der hinkende Bote, mag wohl angehen, und mancher würde sich wohl dazu verstehen, seinen alten Rock oder seine zertissenen Hosen einem Spaßvogel preiszugeben, wenn er neue dafür bekäme. So einen Spaß möchte auch das Hütlein meines Betters, des Hausfreundes, gar wohl vertragen.



## Friedrich der Große, als Ehefister.

„Obrist Billerbeck!“ so rief Friedrich der Große nach einer Parade in Potsdam. Der Graf kam und der König sagte: „Warum beirathet er nicht? Ich höre, er soll nichts übrig haben; nehm er sich eine reiche Frau!“

— „Ja, Ew. Majestät, es nimmt sich nur so!“ erwiderte Billerbeck, „eben weil ich kein Vermögen habe, fehlt mir die Zuversicht anzufragen!“

„Weiß er was, ich werd ihm eine Frau schaffen, ganz wie er sie braucht. Die Uniform steht ihm gut, mit ihm wird schon gehen! Mach er sich reisefertig und komm er morgen früh zu mir!“ Damit wandte sich der König und ging.

Obrist Billerbeck wußte nicht recht, wie ihm war; aber es ließ sich nur geborchen, und so stand er mit klopfendem Herzen am nächsten Morgen vor dem König.

„Seh er einmal,“ so begann jetzt der Monarch, „unser Land hat die reichen Leute nicht überflüssig; da ist nun der Geheimrath von Stecher — der sich jetzt im Sächsischen angekauft und der doch sein großes Vermögen in meinem Staate geschafft hat — der will nun auch seine beiden Töchter außer Lands verheirathen an zwei Brüder von Wisleben, in Sachsen. Das kann ich nicht zugeben, eine muß er wenigstens im Lande lassen; da hat er einen Brief an den von Stecher, und nun reis er hin und beirath er eine von den Töchtern, die, wie ich höre, ganz scharmant seyn sollen!“

Am Kopfe des armen Billerbeck trieben sich viele Gedanken umher, aber in Worte bringen konnte er nicht einen; ihm sumimte das Gehirn, als ob er Glocken drin hätte, und eine stumme Verbeugung war endlich alles, wozu er seine Lebensgeister vermochte.

„Es freuet mich, daß er mit meinem Vorschlage zufrieden ist!“ sagte hierauf der König, „er macht da eine sehr gute Parthie; sorg er nur, daß er bald weglömmt.“

Der Obrist stand bald darauf im Garten von Sanssouci, ohne daß er eigentlich so recht wußte, wie er aus dem Schlosse gekommen war; das Schreiben an den Geheimrath von Stecher hatte er aber noch in der Hand. Er setzte sich auf eine Bank, legte den verhängnißvollen Brief neben sich und

sah ihn eine Weile starr an, endlich brummte er vor sich hin: „Ei, so wollt ich doch, daß ich lieber gegen ein feindliches Kreuzfeuer kommandirt wäre, als gegen die beiden Frauenzimmer!“ aber — geborchen mußte er. „Wohl mir, daß wenigstens mein Herz noch auf meiner Seite ist!“ Mit diesem Aufse erbob er sich, allen Muth zusammenraffend, und am Mittag des nächsten Tages stand seine Extrapost vor dem Schlosse zu Buechly, wo der Geheimrath von Stecher wohnte.

Dieser machte nicht kleine Augen, als er das königliche Handschreiben gelesen hatte. „Ein schlimmer Handel,“ fotterte er endlich verlegen heraus; „wie soll das werden, Herr Obrist?“ — „Wie Gott will,“ sagte dieser, „ich folge königlichem Befehl!“ — „Wenn nun aber keine von meinen Töchtern Sie will?“ — „Herr Geheimrath, ich verbitte mir alle Beleidigungen!“ erwiderte hierauf der Obrist, der natürlich seit dem Auftrage des Königs im steten gereizten Zustande blieb. Der Geheimrath hat den Angekommenen zum Mittagessen, verbeithte ihm aber nicht, daß die beiden Herren von Wisleben, der eine sächsischer Obristleutnant, der andere Gutsbesitzer, eben in seinem Hause wohnen. „Desto besser!“ meinte Billerbeck, „denn so wird sich ja die ganze Sache bald abthun lassen!“

Bei Tische ging es sehr still her, und der Bräutigam auf königlichen Befehl mochte die Brust so hoch heben, als er wollte, der Athem war ihm immer zu kurz. — Endlich konnt' ers nicht mehr ausbalten, und da ihm die Töchter gefielen, besonders Henriette, die jüngste, so begann er: „Ich bin ein geborner Pommer und hier nun obendrein in einer Lage, wo ich nicht viel Umstände machen kann!“ — Und in diesem Ton erzählte er ohne weiteres seinen Auftrag, den alle mit verschiedenen Empfindungen vernahmen.

Der Obristleutnant von Wisleben, Henriettes Bräutigam, sprang wüthend auf und war nur sehr schwer zu beruhigen. Billerbeck hatte indessen nur auf den Gesichtern der Töchter des Hauses zu lesen gesucht, aber nichts herausgebracht, als daß Karoline, die älteste der Fräuleins, am ruhigsten blieb, was ihm noch mehr Unruhe machte, indem ihm bei Henriette diese Wahrnehmung lieber gewesen wäre. — So gerietth also unglück-



Ueber Welse sein Herz auch etwas in das Spiel; als er aber nach einigen Tagen merken ließ, daß er Henrietten wählen möchte, bot ihm der Obristlieutenant sogleich einen Gang auf Tod und Leben an. „Den müßt ich nun freilich unter allen Umständen annehmen!“ entgegnete Villerbeck; aber unerkennbar war Henriette ihm abgenetzt und liebte ihren Bräutigam mit ganzer Innigkeit der Seele. Wöllig ohne Mittel, sich hier zu helfen, schrieb Villerbeck nach langem Kampf an den König und erhielt wenige Tage darauf folgende Antwort:

„Auf Sein Schreiben vom 4. Mai kann ich Ihn nur raten: nehm Er die Andere, wenn die Henriette nicht zu kriegen ist. Das Geld des von Stecher darf mir nicht alles außer Landes, und hoffentlich sieht Er ein, daß ich Ihn auch nicht wie einen Narren dahin schicken konnte. Das würde mich und Ihn compromittiren. Präsentir Er mir also recht bald Seine Braut. Uebrigens bin ich Sein wohlaffectionirter König.“

Potsdam den 8. August 1764.

Friedrich.

Dieses Antwortschreiben kam auch unter veränderten Umständen auf Buchitz an; bei Fräulein Karoline hatte der martialische Obrist lebhaften Eindruck gemacht, um so eher, da sie nur aus Zwang sich mit dem Herrn von Willeben vermählen sollte. Kaum hatte Villerbeck darüber einige Gewißheit, so bot er dem Bräutigam Karolinens mit eisernen Kugeln ein Loses um die Braut an, und endlich gab es zwei Hochzeiten ohne Duell. — Als aber bald nachher der Obrist mit seiner jungen Gattin sich in Potsdam präsentirte, da sagte der König zu ihm: „Nun leb Er glücklich, damit es nicht am Ende heißt, wir hätten beide einen dummen Streich gemacht!“

### Dankbarkeit.

Der Britte Snelgrave reifete als Schiffskapitän nach der afrikanischen Küste, um Negerelaven einzukaufen. Dieser schändliche Handel, der die Natur entehrt, ist so unmenschlich als gefährlich; denn öfters treibt

Verzweiflung die unglücklichen Schlachtopfer des Goldes zu schrecklichen Verschwörungen, und die Europäer sind daher genöthigt, die armen Schwarzen des Nachts und den größten Theil des Tages über an die Schiffe anzuschließen. Demungeachtet finden sie hiesigen Mittel, sich zu einem Komplote zu vereinigen, welches nicht selten ihren Küffern das Leben kostet.

Snelgrave hatte eine große Anzahl Neger am Ufer des Malabar gekauft. Unter diesen Unglücklichen bemerkte er ein junges Weib, welches sich einem grenzenlosen Schmerz überließ. Gerührt durch ihre Thränen, ließ er sie durch seinen Dolmetscher um die Ursache derselben fragen und erfuhr, daß sie ihr einziges Kind bejammere, welches sie den Abend zuvor verloren hatte. Man brachte sie auf das Schiff des Kapitäns, und an demselben Tage erhielt Snelgrave von dem Oberhaupt oder Könige des Landes eine Einladung, ihn zu besuchen. Der Engländer war es zu frieden; da er aber die Arglist und Bösartigkeit dieser Wilden kannte, ließ er sich von zehn bewaffneten Matrosen begleiten. Er traf den König auf einem Sitze unter einigen Bäumen an; ein Schwarm von schwarzen Hofherren umgab ihn, und seine Wache bestand aus ungefähr 50 Mann, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, Spieße in der Hand und Schwerter an der Seite trugen. Sie hielten sich in einiger Entfernung von ihm — die Engländer stellten sich mit geschultertem Gewehr gegenüber.

Snelgrave überreichte dem Könige einige europäische Kleinigkeiten; aber indem er seine Anrede begann, vernahm er ein Gemurmel, wodurch er aufmerksam gemacht wurde. Er sah sich um und erblickte in einiger Entfernung einen Negerknaben, der bei den Füßen an einen in die Erde befestigten Pfahl gebunden war; am Rande einer Grube saßen zwei Neger von scheußlichem Ansehen, mit Spießen bewaffnet und auffallend gekleidet, die den kleinen Gefangenen zu bewachen schienen. Der Knabe betrachtete sie mit thränenden Augen und streckte bittend seine Händchen gegen sie aus. Der König, da er die Bewegung wahrnahm, in welche Snelgrave durch das fremde Schauspiel versetzt wurde, glaubte, ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß er nichts von diesen bei-



den Negern zu befürchten hätte, die er mit so großer Ueberraschung betrachtete; zuletzt erklärte er dem Britten ganz kaltblütig, daß dieses Kind ein Opfer sey, welches man dem Gott Sapo zu schlachten im Begriffe sey. Bei dieser Nachricht erbehte Snelgrave vor Abscheu. Er hatte nur 10 Mann bei sich; der Hof und die Wache des Afrikaners bestand wenigstens aus 100. Allein Mitleid und Menschlichkeit ließen den edelmüthigen Britten nicht lange überlegen, was hier zu thun seyn möchte. Meine Freunde, rief er aus, indem er sich gegen seine Leute wendete, laßt uns dieses unglückliche Kind retten. Auf, folgt mir! Mit diesen Worten ging er auf den gefesselten Knaben zu; die 10 Matrosen, von gleichen Gesinnungen belebt, eilten ihm nach. Die Neger erhoben ein furchtbares Geschrei und stürzten auf die Engländer zu. Snelgrave zog ein Pistol aus der Tasche. — Der König erblaßte. Snelgrave verlangte, gehört zu werden. Der König stillte mit einem Worte die Wuth der Neger, welche im Nu wie unbeweglich da standen. Hierauf erklärte Snelgrave durch seinen Dolmetscher die Ursache seines Benehmens und endigte damit, daß er den König bat, ihm das Schlachtopfer zu verkaufen. Der Vorschlag wurde angenommen. Snelgrave war nicht willens, um den Preis zu feilschen; aber glücklicher Weise kannte der Negerkönig weder Gold noch Silber, er kannte weder Diamanten noch Perlen und forderte bloß ein Halsband von blauen Glasforallen, welches ihm auch auf der Stelle gegeben wurde. Snelgrave stob jetzt auf das unglückliche kleine Geschöpf zu, welches er dem Tode entrißen hatte, und zerhieb mit seinem Schwerte die Stricke desselben. Das geängstigte Kind glaubte, Snelgrave wolle es tödten, und erhob ein Jammergeschrei. Der Britte nahm es mit himmlischer Empfindung in seine Arme und drückte es an seine Brust. Das beruhigte Kind schmeichelte und liebkosete seinem Befreier, der im seligen Hochgefühl seiner That Abschied von dem Könige nahm und auf sein Schiff zurückstellte. Da er am Bord desselben anlangte, fand er die junge Negerin, welche er des Morgens gekauft hatte, sehr schwach und in stummem Weh vergebend. Der Schiffschirurgus batte sie, da er sie nicht dahin bringen konnte, Nahrung

zu sich zu nehmen, wenigstens an die freie Luft zu bringen gesucht. In dem Augenblicke, da Snelgrave mit seinen Leuten auf sie zuging, erhob sie das Haupt, und als sie den Knaben erblickte, den ein Matrose trug, stieß sie einen Schrei aus, sprang auf das Kind zu, welches augenblicklich seine Mutter erkannte, sie beim Namen rief und seine Arme nach ihr ausstreckte; sie schloß es in die Arme. Der furchterliche Vorsatz, den sie gefaßt, der Verlust ihrer Freiheit, ihr Unglück — alles ist vergessen; sie ist Mutter, sie hat ihr Kind wieder gefunden. Jetzt erfährt sie durch den Dolmetscher den Hergang der ganzen Sache; hastig geht sie, ihr Kind noch immer auf den Armen, und wirft sich ihrem Wohlthäter zu Füßen. „Jetzt bin ich deine Sclavin,“ ruft sie aus, „ohne dieses Kind würde mich der Tod diese Nacht aus deiner Gewalt befreit haben; du warst für mich ein Tyrann, aber du gabst mir meinen Sohn wieder, und dies ist mehr, als wenn ich dir mein Leben verdanke; du bist mein Vater geworden; ja, von nun an kannst du auf meinen Gehorsam zählen: dieses mit so theure Kind ist das Unterpfand meiner Treue.“

Indem die Wilde auf solche Art die dankbaren Empfindungen ihres Herzens so rührend als feurig ausdrückte, erklärte der Dolmetscher Snelgraven ihre Worte. Der edelgesinnte Britte konnte keine schönere Belohnung seiner Menschenliebe wünschen, aber er sah noch eine neue Frucht derselben. Auf seinem Schiffe befanden sich mehr als 300 Sclaven. Die junge Negerin erzählte diesen den Vorfall; die Neger, von dem Ede sinne des Britten gerührt, klatschten ihm ob dieser That lauten Beifall zu und gelobten ihm unbegrenzte Treue. Wirklich bezeugten sie auch Snelgraven auf seiner weitem Reise alle Achtung und allen Gehorsam, wie er sie beide nur von Kindern erwarten konnte.

### Der Schein trügt.

In der Schreckensnacht der französischen Revolution lebte in einem Dorfe, nicht weit von Lyon, ein ehrlicher Pächter, Namens Lukas. Er war arbeitsam, dienstfertig, ohne viele Worte zu machen, und sein Leib



spruch hieß: „Recht thun und Niemand scheuen.“

Unter den Tausenden, welche damals auf die Guislorine geschleppt wurden, befand sich auch der Gutsherr des alten Lukas. Er hinterließ zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen von sechs und acht Jahren, um welche sich kein Mensch bekümmerte, denn die Furcht machte auch die edelsten Herzen zaghaft. Das Vermögen des Unglücklichen wurde von der Nation eingezogen, und Lukas kaufte das Gut zum Erstaunen aller seiner Nachbarn, die eine solche Handlung um so weniger erwartet hatten, da er von jeher in dem Rufe eines frommen, redlichen Mannes gestanden und überdies ohne Kinder war.

Dieser Vorfall gab der Reputation des guten Wächters einen gewaltigen Stoß. Man reckte darüber die Köpfe zusammen, nahm die Mühe nicht mehr vor ihm ab, und wenn er bisweilen Abends in die Schenke kam, vermied ein jeder, neben ihm zu sitzen. Aber am unzufriedensten mit ihm war Martha, seine Frau. Bei jeder Gelegenheit warf sie ihm vor, daß ungerechtes Gut an seinen Händen liege und der Segen Gottes gewiß von ihrem Hause weichen werde.

Lukas saß bei solchen Vorwürfen gewöhnlich stumm in seinem mit Leder gepolsterten Lehnstuhl und schüttelte nur manchmal den Kopf, oder blies den Rauch stärker aus seiner Pfeife, wenn die gute Frau in ihrem Eifer kein Ende finden wollte.

Eines Abends fing sie ihre gewöhnliche Predigt an. „Du bist ein braves Weib, unterbrach sie Lukas, hältst dein Hauswesen in Ordnung, gibst gern Almosen, bereist und arbeitest zur rechten Zeit, aber eines scheinst du doch noch nicht zu wissen.“

„Und was?“ fragte Martha.

„Daß man nicht nach dem Schein richten soll. Doch der Abend ist schön, warum wollen wir ihn mit bösen Worten verderben. Laß uns unter die Bäume im Hofe gehen und der scheidenden Sonne nachblicken; wir können jetzt freudiger, seit die Blutmenschen in Paris ihren Lohn bekommen haben und man wieder frei atmen darf.“

„Die Sonne scheidet,“ brummte Mutter Martha, „und wer weiß, wie bald das Scheiden auch an uns kommt. Dort müssen wir dann Rechenschaft ablegen.“ —

„So gut wir können,“ unterbrach sie Lukas lächelnd, stand auf und ging hinaus ins Freie. Indem er dort unter seinen Bäumen stand und mancherlei Gedanken nachhing, kamen zwei Kinder auf ihn zu, ein Knabe und ein Mädchen, und lebten in der offenen Sprache der Unschuld um ein Nachtager.

„Woher kommt ihr, Kinder?“ fragte Lukas.

„Aus der Stadt, wo uns Niemand mehr aufnehmen wollte,“ antwortete das Mädchen.

„Habt ihr keine Eltern oder Verwandte?“

„Ach,“ seufzte das Mädchen, „wir sind allein in der Welt. Vor zwei Jahren starb uns die Mutter; vor einem halben Jahre wurde unser Vater hingerichtet, weil er ein Edelmann war, und ein Oheim, ein Geistlicher, der uns nachher zu sich genommen, wurde vor zwei Tagen durch die Gensdarmen über die Grenze gebracht. Jetzt wollen wir eine Base auffuchen, die zehn Stunden von hier auf dem Lande wohnt, vielleicht lebt sie aber auch nicht mehr.“

Der Knabe hatte auf die Aterredung wenig geachtet; er sah nach dem Obst auf den Bäumen und fing endlich zu weinen an und sagte: „Ach, mich hungert sehr.“

Lukas war im Innersten bewegt. „Kinder, wie hieß euer Vater?“

Sie nannten seinen Namen. Der Wächter nahm sie freudig bei der Hand und führte sie in die Stube. — „Hier, Mütterchen,“ rief er seiner Martha entgegen, „hier bring ich dir Gäste; geschwinde aufgeschicht, die guten Kinder sind hungrig.“

Martha machte große Augen. „Was sind das für Kinder?“

„Die unfrigen. Nun, ist es vielleicht nicht recht? War das doch ein Hammer und Webkragen, als der liebe Gott unsern kleinen Jakob zu sich nahm, und jetzt, da er uns ein Pärchen dafür schickt, so —“

„Ich glaube, der Mann redet irre,“ unterbrach ihn Martha.

„Frau,“ fing Lukas an, „heute sollst du deinen Groll gegen mich nicht mir, aber dem lieben Gott abbiten. Ich kaufte dieses Gut, um es den düßlosen Waisen zu erhalten, denen es gehört. Gleich nach dem Tode unsers guten Herrn schrieb ich an einen Bekannten in der Stadt und bat ihn um Nachricht von den Kindern desselben. Er konnte nichts erfahren, wohin sie gekommen seyen.“



den Negern zu befürchten hätte, die er mit so großer Ueberraschung betrachtete; zuletzt erklärte er dem Britten ganz kaltblütig, daß dieses Kind ein Opfer sey, welches man dem Gott Sabo zu schlachten im Begriffe sey. Bei dieser Nachricht erbehte Snelgrave vor Abscheu. Er hatte nur 10 Mann bei sich; der Hof und die Wache des Africaners bestand wenigstens aus 100. Allein Mitleid und Menschlichkeit ließen den edelmüthigen Britten nicht lange überlegen, was hier zu thun seyn möchte. Meine Freunde, rief er aus, indem er sich gegen seine Leute wendete, laßt uns dieses unglückliche Kind retten. Auf, folgt mir! Mit diesen Worten ging er auf den gefesselten Knaben zu; die 10 Matrosen, von gleichen Gesinnungen belebt, eilten ihm nach. Die Neger erhoben ein furchtbares Geschrei und stürzten auf die Engländer zu. Snelgrave zog ein Pistol aus der Tasche. — Der König erblaßte. Snelgrave verlangte, gehört zu werden. Der König stillte mit einem Worte die Wuth der Neger, welche im Nu wie unbeweglich da standen. Hierauf erklärte Snelgrave durch seinen Dolmetscher die Ursache seines Benehmens und endigte damit, daß er den König bat, ihm das Schlachtopfer zu verkaufen. Der Vorschlag wurde angenommen. Snelgrave war nicht willens, um den Preis zu feilschen; aber glücklicher Weise kannte der Negerkönig weder Gold noch Silber, er kannte weder Diamanten noch Perlen und forderte bloß ein Halsband von blauen Glasforallen, welches ihm auch auf der Stelle gegeben wurde. Snelgrave stob jetzt auf das unglückliche kleine Geschöpf zu, welches er dem Tode entrißen hatte, und zerhieb mit seinem Schwerte die Stricke desselben. Das geängstigte Kind glaubte, Snelgrave wolle es tödten, und erhob ein Jammergeschrei. Der Britte nahm es mit himmlischer Empfindung in seine Arme und drückte es an seine Brust. Das beruhigte Kind schmeichelte und liebkosete seinem Befreier, der im seligen Hochgefühl seiner That Abschied von dem Könige nahm und auf sein Schiff zurückstellte. Da er am Bord desselben anlangte, fand er die junge Negerin, welche er des Morgens gekauft hatte, sehr schwach und in stummem Weh vergebend. Der Schiffschirurgus batte sie, da er sie nicht dahin bringen konnte, Nahrung

zu sich zu nehmen, wenigstens an die freie Luft zu bringen gesucht. In dem Augenblicke, da Snelgrave mit seinen Leuten auf sie zuging, erhob sie das Haupt, und als sie den Knaben erblickte, den ein Matrose trug, stieß sie einen Schrei aus, sprang auf das Kind zu, welches augenblicklich seine Mutter erkannte, sie beim Namen rief und seine Arme nach ihr ausstreckte; sie schloß es in die Arme. Der furchterliche Vorsatz, den sie gefaßt, der Verlust ihrer Freiheit, ihr Unglück — alles ist vergessen; sie ist Mutter, sie hat ihr Kind wieder gefunden. Jetzt erfährt sie durch den Dolmetscher den Hergang der ganzen Sache; hastig geht sie, ihr Kind noch immer auf den Armen, und wirft sich ihrem Wohlthäter zu Füßen. „Jetzt bin ich deine Sclavin,“ ruft sie aus, „ohne dieses Kind würde mich der Tod diese Nacht aus deiner Gewalt befreit haben; du warst für mich ein Tyrann, aber du gabst mir meinen Sohn wieder, und dies ist mehr, als wenn ich dir mein Leben verdankte; du bist mein Vater geworden; ja, von nun an kannst du auf meinen Gehorsam zählen: dieses mit so theure Kind ist das Unterpfand meiner Treue.“

Indem die Wilde auf solche Art die dankbaren Empfindungen ihres Herzens so rührend als feurig ausdrückte, erklärte der Dolmetscher Snelgraven ihre Worte. Der edelgesinnte Britte konnte keine schönere Belohnung seiner Menschenliebe wünschen, aber er sah noch eine neue Frucht derselben. Auf seinem Schiffe befanden sich mehr als 300 Sclaven. Die junge Negerin erzählte diesen den Vorfall; die Neger, von dem Ede sinne des Britten gerührt, klatschten ihm ob dieser That lauten Beifall zu und gelobten ihm unbegrenzte Treue. Wirklich bezeugten sie auch Snelgraven auf seiner weitem Reise alle Achtung und allen Gehorsam, wie er sie beide nur von Kindern erwarten konnte.

### Der Schein trügt.

In der Schreckensnacht der französischen Revolution lebte in einem Dorfe, nicht weit von Lyon, ein ehrlicher Pächter, Namens Lukas. Er war arbeitsam, dienstfertig, ohne viele Worte zu machen, und sein Leib



spruch hieß: „Recht thun und Niemand scheuen.“

Unter den Tausenden, welche damals auf die Guislorine geschleppt wurden, befand sich auch der Gutsherr des alten Lukas. Er hinterließ zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen von sechs und acht Jahren, um welche sich kein Mensch bekümmerte, denn die Furcht machte auch die edelsten Herzen zaghaft. Das Vermögen des Unglücklichen wurde von der Nation eingezogen, und Lukas kaufte das Gut zum Erstaunen aller seiner Nachbarn, die eine solche Handlung um so weniger erwartet hatten, da er von jeher in dem Rufe eines frommen, redlichen Mannes gestanden und überdies ohne Kinder war.

Dieser Vorfall gab der Reputation des guten Wächters einen gewaltigen Stoß. Man reckte darüber die Köpfe zusammen, nahm die Mühe nicht mehr vor ihm ab, und wenn er bisweilen Abends in die Schenke kam, vermied ein jeder, neben ihm zu sitzen. Aber am unzufriedensten mit ihm war Martha, seine Frau. Bei jeder Gelegenheit warf sie ihm vor, daß ungerechtes Gut an seinen Händen liege und der Segen Gottes gewiß von ihrem Hause weichen werde.

Lukas saß bei solchen Vorwürfen gewöhnlich stumm in seinem mit Leder gepolsterten Lehnstuhl und schüttelte nur manchmal den Kopf, oder blies den Rauch stärker aus seiner Pfeife, wenn die gute Frau in ihrem Eifer kein Ende finden wollte.

Eines Abends fing sie ihre gewöhnliche Predigt an. „Du bist ein braves Weib, unterbrach sie Lukas, hältst dein Hauswesen in Ordnung, gibst gern Almosen, bereist und arbeitest zur rechten Zeit, aber eines scheinst du doch noch nicht zu wissen.“

„Und was?“ fragte Martha.

„Daß man nicht nach dem Schein richten soll. Doch der Abend ist schön, warum wollen wir ihn mit bösen Worten verderben. Laß uns unter die Bäume im Hofe gehen und der scheidenden Sonne nachblicken; wir können jetzt freudiger, seit die Blutmenschen in Paris ihren Lohn bekommen haben und man wieder frei atmen darf.“

„Die Sonne scheidet,“ brummte Mutter Martha, „und wer weiß, wie bald das Scheiden auch an uns kommt. Dort müssen wir dann Rechenschaft ablegen.“ —

„So gut wir können,“ unterbrach sie Lukas lächelnd, stand auf und ging hinaus ins Freie. Indem er dort unter seinen Bäumen stand und mancherlei Gedanken nachhing, kamen zwei Kinder auf ihn zu, ein Knabe und ein Mädchen, und stellten in der offenen Sprache der Unschuld um ein Nachtager.

„Woher kommt ihr, Kinder?“ fragte Lukas.

„Aus der Stadt, wo uns Niemand mehr aufnehmen wollte,“ antwortete das Mädchen.

„Habt ihr keine Eltern oder Verwandte?“

„Ach,“ seufzte das Mädchen, „wir sind allein in der Welt. Vor zwei Jahren starb uns die Mutter; vor einem halben Jahre wurde unser Vater hingerichtet, weil er ein Edelmann war, und ein Oheim, ein Geistlicher, der uns nachher zu sich genommen, wurde vor zwei Tagen durch die Gensdarmen über die Grenze gebracht. Jetzt wollen wir eine Base auffuchen, die zehn Stunden von hier auf dem Lande wohnt, vielleicht lebt sie aber auch nicht mehr.“

Der Knabe hatte auf die Aterredung wenig geachtet; er sah nach dem Obst auf den Bäumen und fing endlich zu weinen an und sagte: „Ach, mich hungert sehr.“

Lukas war im Innersten bewegt. „Kinder, wie hieß euer Vater?“

Sie nannten seinen Namen. Der Wächter nahm sie freudig bei der Hand und führte sie in die Stube. — „Hier, Mütterchen,“ rief er seiner Martha entgegen, „hier bring ich dir Gäste; geschwinde aufgerischt, die guten Kinder sind hungrig.“

Martha machte große Augen. „Was sind das für Kinder?“

„Die unfrigen. Nun, ist es vielleicht nicht recht? War das doch ein Hammer und Webkragen, als der liebe Gott unsern kleinen Jakob zu sich nahm, und jetzt, da er uns ein Pärchen dafür schickt, so —“

„Ich glaube, der Mann redet irre,“ unterbrach ihn Martha.

„Frau,“ fing Lukas an, „heute sollst du deinen Groll gegen mich nicht mir, aber dem lieben Gott abbiten. Ich kaufte dieses Gut, um es den düßlosen Waisen zu erhalten, denen es gehört. Gleich nach dem Tode unsers guten Herrn schrieb ich an einen Bekannten in der Stadt und bat ihn um Nachricht von den Kindern desselben. Er konnte nichts erfahren, wohin sie gekommen seyen.“



sich, wurde ganz freundlich und frug, was er gelernt habe. Die Antworten zeigten, daß der Neger vortreflich zu brauchen sey. So ward er denn förmlich in Dienste des Groß-Inquisitors aufgenommen.

Zamora's Bestreben ging nun einzig dahin, sich unter den sämtlichen Dienern seines neuen Herrn und unter den Angestellten der Inquisition Freunde zu machen. Es gelang ihm über alle Erwartung. Der Alcade der Gefängnisse vertraute ihm bald seine Lieblichkeit an und ließ ihn zuweilen, während er seine Geliebte besuchte, den Dienst für sich versehen; die übrigen Wachen gewann er durch ähnliche Gefälligkeiten, und so hatte er es in kurzem dahin gebracht, daß ihm zu erlichen fünfzig Kerkerzimmern der Zutritt offen war.

Noch hatte er aber seinen Herrn nicht in diesen ausgekundschaftet. Eines Morgens aber erhielt der Alcade in seiner Gegenwart ein Billet, auf dessen Lesung er sogleich den Wachen Befehl gab, ihre Gewehre zu ergreifen. Dies war das Zeichen, daß Gefangene weggeführt werden sollten. Der Ungeduld zitternd stand Zamora da. Der Alcade kam seinen Wünschen von selbst entgegen und lud ihn ein, mitzukommen. „Du wirst,“ sagte er hinzu, „bei dieser Gelegenheit einen Theil der Gefängnisse sehen, die du noch nicht kennst.“

Seine Freude verbergend, folgte Zamora den Wachen. Sie stiegen in die obern Stockwerke des Pallastes, welche man die Kerker der Hidalgo's nannte. Man rief verschiedene Gefangene auf und endlich auch Don Estevan. Der treue Neger fürchtete, daß sein Herr ihn durch die Ueberraschung, ihn hier zu sehen, verrathen könnte. Er legte den Finger auf den Mund, als er seiner ansichtig wurde. Don Estevan verstand ihn, und Zamora benutzte die Zeit, da jener zum Berhör abgeführt wurde, um sein Zimmer zu untersuchen.

Er fand das einzige Fenster desselben mit eisernen Stäben verwahrt und ungefähr 50 Fuß über die Fläche vom Garten des Pallastes erbaren; kein Gebäude stand gegenüber, von dem aus man bemerkt werden konnte. So viel war dem treuen Zamora für diesmal genug.

Nach einigen Stunden war Don Estevan

zurückgebracht. Als der Alcade die Thüre schloß, half ihm Zamora dabei und ließ im Augenblicke des Schließens ein Billet fallen, das nichts als die Worte enthielt: „Muth, Geduld, Schweigen und Aufmerksamkeit!“

Am andern Morgen ging Zamora in den Garten, um in demselben zu arbeiten. Er machte sich allmählig mit dem Gärtner und dessen Frau vertraut und suchte besonders seine Arbeit in der Nähe des Fensters zu erhalten, hinter dessen Gittern sein geliebter Herr schmachtete. Mit Branntwein gewann er den Gärtner, mit Schmetzeleten dessen Frau. In kurzem hatte er von dieser Seite alles vorbereitet.

Nun suchte er sich den Dienern zu nähern, welche den Gefangenen in den Kerker der Hidalgo's das Essen brachten. Da er das Vertrauen des Paters Juan Maria besaß, so ward es ihm nicht schwer. Er half ihnen in ihrem Geschäft und war so glücklich, in wenigen Tagen seinem Herrn ein Billet mit den Worten zuzubringen: „Morgen um dieselbe Stunde. Aufmerksamkeit!“

Den Gefangenen wurde ihr gewöhnliches Essen den folgenden Tag gebracht; der dienstfertige Zamora trug den Korb mit den Broden. Es gelang ihm, seinem Herrn das für ihn bestimmte in die Hände zu liefern; es enthielt einige gute Feilen, war in dem Hause des französischen Konsuls gebacken und von dem treuen Neger zu den übrigen geschoben worden.

Einige Monate verflossen, da schob Zamora seinem Herrn wieder ein Billet in sein Brod. „Wenn Sie gerüthet sind,“ schrieb er, „so lassen Sie morgen um Mitternacht heilgende Schnur von Ihrem Fenster herab.“

Der folgende Tag war der Weihnachtstag. Der Groß-Inquisitor und sein Gefolge schmauseten an dem Feste nach ihrer gewöhnlichen Weise; dem Gärtner und seiner Frau brachte Zamora vortreflichen Wein und trank mit ihnen, bis sie berauscht waren. Alles lag im Schlaf als Mitternacht kam; nur der treue Neger wachte unter dem Fenster seines Herrn. Die Schnur sank herab, er knüpfte eilig eine Strickleiter an dieselbe und sah mit Entzücken, daß sie hinaufgezogen wurde.

Aber wer beschreibt seine Freude, als er Don Estevan herabsteigen sah! Ehe er noch an der Erde war, faßte er ihn weinend in



Jetzt führt sie der Himmel selbst an unsre Thüre; diese sind es und von nun an unsre Kinder.“

Die gute Martha stand wie eine Bildsäule; Thränen rollten von ihren Wangen; sie küßte ihren Lukas, schloß die Kinder in ihre Arme und trug herbei, was das Haus vermochte.

Lukas adoptirte die Kinder nach der gesetzlichen Vorschrift. „Von jetzt an müßt ihr meinen Namen führen,“ sagte er zu ihnen; „kommen ruhigere Zeiten, wo die Namen nicht mehr Verbrechen sind, dann möcht ihr den eurigen wieder annehmen.“

### Rettung aus dem Kerker der Inquisition von Lissabon.

(Eine wahre Geschichte.)

Im Jahr 1702 kam ein reicher mexikanischer Kaufmann, Namens Don Estevan de Keres, auf der Rückreise nach Spanien mit dem großen Vermögen, das er sich in Amerika erworben, in Lissabon an. Seine Geschäfte nöthigten ihn, sich einige Zeit in dieser Stadt aufzuhalten. Er mietete sich daher in ein Privathaus ein, wo er auf seine glänzenden Glücksumstände angemessene Art lebte.

Der Wirth des Hauses sah die Reichthümer des Mannes mit Erstaunen an; der Wunsch, sich derselben zu bemächtigen, stieg in seiner Seele auf. Er machte seinen erwachsenen Sohn zu seinem Vertrauten, und beide waren nur zu bald über die Mittel einig, wie dieser Zweck erreicht werden sollte.

Es war kein anderes, als den Fremden in die Hände der Inquisition zu liefern. Dazu verabredeten sie sich. Der Sohn mußte Don Estevan bei dem furchtbaren Tribunal angeben, daß er einer amerikanischen Wilden zu lieb, die auf diese Gottlosigkeit ihren Besitz gesetzt hatte, die Sonne angebetet hätte. Diese Anklage wollte der Vater mit dem Zeugniß unterstützen, daß er den Fremden nie die Kirche besuchen, wohl aber oft ins Geheim mit verschiedenen Idolen beschäftigt gesehen, die er aus Amerika mitgebracht hatte. Da die Inquisition selbst ihre Prozedur gewöhnlich mit der Konfiskation des Vermögens der Angeklagten eröffnete, so verabredeten sie sich dahin, daß sie in den er-

Hinf. Vole 1833.

sten Augenblicken nach der Gefangennehmung sich sogleich der Papiere, des baaren Geldes und der Juwelen des Spaniers bemächtigen wollten.

Die Anklage der Sünden wurde von der Inquisition nach ihren Wünschen aufgenommen. Don Estevan sah sich noch am nämlichen Abend von den Dienern derselben arretirt. Er hatte nicht Zeit, die geringste Verfügung zu treffen; aber die Treue eines schwarzen Slaven, den er hatte, sorgte besser, als er unter diesen Umständen selbst zu thun vermocht hätte.

Zamora hieß der treue Neger, den Don Estevan selbst erzogen und nach Kräften ausgebildet hatte. Kaum sah dieser das Schicksal seines Herrn, so erriet er auch den Grund desselben und beeilte sich daher, sich aller seiner Kostbarkeiten zu bemächtigen. Damit lief er zu dem französischen Konsul, dessen Verbindung mit Don Estevan er kannte, und gab ihm von dem Vortill Nachricht. Der Konsul säumte nicht, für seinen Freund zu handeln, und sequestrirte sogleich das Schiff, welches den größten Theil seines Vermögens trug, für Rechnung eines Handlungshauses von Bordeaux.

So sahen sich denn die beiden Portugiesen in ihrem Plane getäuscht, aber damit war Don Estevan selbst noch nicht gerettet; dies war nun Zamora's Bestreben, und soichem Zwecke gemäß handelte er jetzt.

Er begab sich in den Pallast der Inquisition und verlangte, den Groß-Inquisitor zu sprechen; aber nur mit Mühe kam er vor dessen ersten Sekretär, den Dominikaner Vater Juan Maria. Er fand ihn, wie er gerade die Schokolade trank und eine hübsche Frau mit den Worten entließ: „Geben Sie im Frieden, meine Schwester, und sündigen Sie nicht mehr.“

Zamora begann seine Rede mit der Eröffnung, daß ihm sein Herr längst die Taufe versprochen, aber diese Günst immer verschoben hätte. Sein Verlangen, in den Schooß der heiligen Kirche zu kommen, setzte er hinzu, sey so groß, daß er gerne sein bisheriges Ersparniß darauf verwenden wollte. Bei diesen Worten legte er eine große Goldbörse auf den Tisch und bat zugleich um Anstellung in seiner Eminentz Diensten.

Der Wunsch, dem dieser Anfang wohl ge-

D



setne Arme. Beide eilten in das Haus des französischen Konsuls. Sie waren gerettet, der größte Theil von des Spaniers Vermögen damit, und beide hatten nichts Ueberflüssiges zu thun, als schnell Vortugal zu verlassen.

Von Don Enevans Dankbarkeit reden wir nicht. Wer eines Sclaven Liebe so zu gewinnen versteht, der muß auch seine Treue belohnen können.

### Susanne Reischer.

(Mit einer Abbildung.)

Am 15. Sept. 1831 rettete mit wahrhaft männlicher Entschlossenheit und mit augenscheinlicher eigener Lebensgefahr die zwölfjährige Susanne Reischer — die Tochter rechtschaffener aber armer Leute, ein fleißiges und sitzames Schulkind von Sasbach, im Bezirksamte Breisach — zwei Männer dieser Gemeinde aus großer Todesnoth, auf eine Art, welche Erstaunen und Bewunderung erregt und daher ausführlich erzählt zu werden verdient.

Während der Bürger Georg Birsch und der ledige Martin Birsch an jenem Tag Abends bei stürmischem Wetter und ungewöhnlich hohem Wasserstande in einem kleinen, mit Holz beladenen Schiffchen über den Rhein zurückfahren wollten, wurde letzteres auf der Mitte des Stromes von einer mächtigen Welle bedeckt; es schlug um, und Georg und Martin Birsch fielen in den Rhein; waren jedoch noch so glücklich, das umgekehrte Schiff so zu erfassen, daß sie sich daran festhalten konnten.

Unfern davon, rheinabwärts, am Fuße der Ruine Limburg, wo die Rheinüberfahrt sich befindet, hütete zur nämlichen Zeit die kleine Susanne die Ziegen des Fabrikwirths. Sie hörte das Jammergeschrei und den Anruf der Unglücklichen, welche von den Wogen des mächtigen Stromes, mitten auf dem Thalwege desselben, immer an dem Schiffchen sich haltend, heruntergetrieben wurden. Das Mädchen rief sogleich um Hülfe, aber es war Niemand in der ganzen Gegend, als die Magdalena Schneider, Ehefrau des Fabrikwirths, welcher mit seinem Knecht ausgegangen war.

Nun holt das Mädchen schnell zwei Au-

der aus dem Hause, gibt eines davon der Wirthin und fordert sie auf, mit ihm auf dem Fabrikschiffe den beiden Männern zu Hülfe zu kommen. Auf die Vorstellung der Wirthin, sie beide, des Fabrikens unkundig, würden bei dem hohen Wasser auf dem stürmischen Rheine verloren seyn, ohne den Zweck erreichen zu können, eilt Susanne Reischer dem Fabrikschiffe zu, macht die Ketten an demselben los und will die gefährliche Fahrt allein unternehmen; des Kindes Kräfte vermochten aber nicht, das Schiff vom Ufer abzulösen; — es bittet die Wirthin inständig, dem Schiffe einen Stoß zu geben; diese wendet alles an, um das Mädchen von der Ausführung seines Vorhabens abzubringen, aber alle Vorstellungen waren vergeblich! Da gibt endlich die Wirthin dem Schiffe einen Stoß, empfehle das Kind dem Schutze Gottes und eilt dem Dorfe zu, um ihm Hülfe nachzuschicken.

Schon waren Georg und Martin Birsch an der Rheinfahrt vorbeigetrieben worden, als das muthvolle Mädchen, keine Gefahr achtend, im Vertrauen auf Gott, mit dem Fabrikschiff durch die furchtbare Strömung des Thalweges bis mitten auf den Rhein sich Bahn macht und mit Anstrengung aller Kräfte das ihr vorgesezte Ziel zu erreichen strebt. Mit freudiger Hoffnung auf mögliche Rettung sehen die Verunglückten das Schiff mit der kleinen Susanne nachkommen, und sie ermutigen sich durch wechselseitiges Zurufen. Der entgegengesetzte Wind war aber zu heftig und die angestrengtesten Kräfte eines Kindes dagegen zu schwach, als daß die Rettung so leicht hätte gelingen können; — das Schiff wurde von dem Winde und den Wellen umhergetrieben, und seine Führerin war selbst in der augenscheinlichsten Lebensgefahr. Martin Birsch, hievon überzeugt und einsehend, daß mit des Mädchens Untergang auch jede Hoffnung zu seiner und seines Unglücksgefährten Rettung verschwinden müßte, zwar nicht geübt im Schwimmen, aber doch auch darin nicht ganz unerfahren, glaubt noch das einzige Rettungsmittel für alle drei darin zu finden, wenn er das Schiff durch Schwimmen erreichen und die Führung desselben unternehmen



könne. Er ruft dem Mädchen, es solle jetzt tapfer zufahren, er komme ihm entgegen, und schwimmt dem Schiffe zu.

Frischen Muth fassend und mit erneuerter Anstrengung treibt uns das brave Kind das Schiff dem Schwimmenden entgegen. Glücklich erreichen sie auch einander; Martin Birsch schwingt sich muthig in das Schiff und ruft der erfreuten Susanne zu: „Jetzt wollen wir auch den Andern holen!“ Mit kräftiger Hand steuerte er nunmehr dem Unglücksgefährten nach, der inzwischen schon mehrere hundert Schritte weit von ihnen auf dem Rhein fortgetrieben worden war. Sie holen ihn auch glücklich ein; schon besorgte derselbe, noch immer an das umgekehrte Schiffchen angeklammert und bereits ganz ermüdet, daß mit jedem Augenblicke seine Hände erstarren würden, daß er das Schiffchen fahren lassen und untersinken müsse, als die menschenfreundlichen Retter herbeikamen und den zwischen Leben und Tod schwappenden in ihr Fahrtschiff aufnahmen.

Großen Muthes über die glücklich überstandene Lebensgefahr steuerten nunmehr die Geretteten den Rhein hinauf der Rheinfahrt zu, wo sie wohlbehalten ankamen.

Susanne Reisacher, von dem Bezirksamte über den Vorgang vernommen und befragt: wie sie denn dazu gekommen sey, sich auf dem Schiffe ganz allein und zwar noch bei einem so hohen Wasserstande und bei stürmischem Niederwinde in den vollen Rhein zu wagen? gab zur Antwort: „Die Leute, welche ich in so großer Lebensgefahr sah, haben mich gedauert, und als ich ihr Jammergeschrei hörte, kam mir auf einmal die Vorstellung, daß ich ihnen auf dem Fahrtschiffe zu Hülfe kommen und sie retten könnte. Ich habe aber die Gefahr nicht so überlegt und gedacht, unser lieber Herrgott werde mir zur Vollbringung meines Vorhabens seinen Beistand verleihen.“

Se. Königl. Hoheit der Großerzog von Baden haben der Susanne Reisacher, in Anerkennung ihrer preiswürdigen That, die große goldene Verdienstmedaille gnädigst verliehen und zugleich befohlen, ihr eine Belohnung von 200 fl. anzuweisen, diese Summe bis zur Voll-

jährigkeit oder Verheirathung derselben als Kapital anzulegen und jährlich die hieraus verfallenden Zinsen zum Besten dieses Mädchens verwenden zu lassen. Auch wurde dem Martin Birsch für sein muthvolles Benehmen eine Geldbelohnung gnädigst zuerkannt.

Nun noch einige Worte an die Heldin der Begebenheit selbst.

Liebe Susanne!

Es ist durch dich eine That vollbracht worden, welche nur zwei starke Männer zu erreichen nicht im Stande gewesen wären. Darum hat auch das ganze badische Land und selbst das Ausland Freude an dir; selbst Se. Königl. Hoheit unser gnädigster Landesherr haben dich huldreich beschenkt und mit einem Ehrendekmal geschmückt. Auch viele andere wohlthätige Menschen haben zur Belohnung deiner großen That Geld für dich gesteuert, daß dir solches bei deiner Volljährigkeit übergeben werde. — Bei diesem allem kann der hinführende Bote nicht unterlassen, diese Zeilen an dich zu schreiben und dir ebenfalls gerechtes Lob zu ertheilen; allein ich kann ebenfalls auch nicht unterlassen, dich bei diesen höchst wichtigen Gegebenheiten auf noch etwas Wichtigeres aufmerksam zu machen; nämlich: Du sollst, und jeder vernünftige Mensch muß es einsehen, daß du nicht aus eigener Kraft diese merkwürdige That vollbracht hast, sondern daß der allmächtige Gott sowohl den Willen und den Rath, als auch die Kraft in dir erzeugt hat, daß du das große Werk vollbringen konntest. Es ist also nicht dein, sondern Gottes Werk, und Ihm gebühret die Ehre der Anbetung. Gott wolle den Menschen auf eine sichtbare Weise zeigen, daß er noch immer Wunder thue, um uns Menschen zu überzeugen, daß er mit undenkbarer Liebe und Wohlwollen über uns warte und regiere. — Es muß dich also das Lob und die Auszeichnung nicht stolz und übermüthig, sondern vielmehr demüthig machen, daß dich der allmächtige Gott zu einem Werkzeug gebraucht hat, eines seiner unzähligen Wunder zu offenbaren. — Und dieser Gott heißt Jesus Christus, durch den alles erschaffen, alles regiert und erhalten wird; der im Fleische erschienen, der uns mit sich selbst, mit seiner ewigen Gerechtigkeit verübte durch sein Blut am Kreuz. — Halte dich immerdar an die-



setne Arme. Beide eilten in das Haus des französischen Konsuls. Sie waren gerettet, der größte Theil von des Spaniers Vermögen damit, und beide hatten nichts Ueberflüssiges zu thun, als schnell Vortugal zu verlassen.

Von Don Enevans Dankbarkeit reden wir nicht. Wer eines Sclaven Liebe so zu gewinnen versteht, der muß auch seine Treue belohnen können.

### Susanne Reischer.

(Mit einer Abbildung.)

Am 15. Sept. 1831 rettete mit wahrhaft männlicher Entschlossenheit und mit augenscheinlicher eigener Lebensgefahr die zwölfjährige Susanne Reischer — die Tochter rechtschaffener aber armer Leute, ein fleißiges und sitzames Schulkind von Sasbach, im Bezirksamte Breisach — zwei Männer dieser Gemeinde aus großer Todesnoth, auf eine Art, welche Erstaunen und Bewunderung erregt und daher ausführlich erzählt zu werden verdient.

Während der Bürger Georg Birsch und der ledige Martin Birsch an jenem Tag Abends bei stürmischem Wetter und ungewöhnlich hohem Wasserstande in einem kleinen, mit Holz beladenen Schiffchen über den Rhein zurückfahren wollten, wurde letzteres auf der Mitte des Stromes von einer mächtigen Welle bedeckt; es schlug um, und Georg und Martin Birsch fielen in den Rhein; waren jedoch noch so glücklich, das umgekehrte Schiff so zu erfassen, daß sie sich daran festhalten konnten.

Unfern davon, rheinabwärts, am Fuße der Ruine Limburg, wo die Rheinüberfahrt sich befindet, hütete zur nämlichen Zeit die kleine Susanne die Ziegen des Fabrikwirths. Sie hörte das Jammergeschrei und den Anruf der Unglücklichen, welche von den Wogen des mächtigen Stromes, mitten auf dem Thalwege desselben, immer an dem Schiffchen sich haltend, heruntergetrieben wurden. Das Mädchen rief sogleich um Hülfe, aber es war Niemand in der ganzen Gegend, als die Magdalena Schneider, Ehefrau des Fabrikwirths, welcher mit seinem Knecht ausgegangen war.

Nun holt das Mädchen schnell zwei Au-

der aus dem Hause, gibt eines davon der Wirthin und fordert sie auf, mit ihm auf dem Fabrikschiffe den beiden Männern zu Hülfe zu kommen. Auf die Vorstellung der Wirthin, sie beide, des Fabrikens unkundig, würden bei dem hohen Wasser auf dem stürmischen Rheine verloren seyn, ohne den Zweck erreichen zu können, eilt Susanne Reischer dem Fabrikschiffe zu, macht die Ketten an demselben los und will die gefährliche Fahrt allein unternehmen; des Kindes Kräfte vermochten aber nicht, das Schiff vom Ufer abzulösen; — es bittet die Wirthin inständig, dem Schiffe einen Stoß zu geben; diese wendet alles an, um das Mädchen von der Ausführung seines Vorhabens abzubringen, aber alle Vorstellungen waren vergeblich! Da gibt endlich die Wirthin dem Schiffe einen Stoß, empfehle das Kind dem Schutze Gottes und eilt dem Dorfe zu, um ihm Hülfe nachzuschicken.

Schon waren Georg und Martin Birsch an der Rheinfahrt vorbeigetrieben worden, als das muthvolle Mädchen, keine Gefahr achtend, im Vertrauen auf Gott, mit dem Fabrikschiff durch die furchtbare Strömung des Thalweges bis mitten auf den Rhein sich Bahn macht und mit Anstrengung aller Kräfte das ihr vorgesezte Ziel zu erreichen strebt. Mit freudiger Hoffnung auf mögliche Rettung sehen die Verunglückten das Schiff mit der kleinen Susanne nachkommen, und sie ermutigen sich durch wechselseitiges Zurufen. Der entgegengesetzte Wind war aber zu heftig und die angestrengtesten Kräfte eines Kindes dagegen zu schwach, als daß die Rettung so leicht hätte gelingen können; — das Schiff wurde von dem Winde und den Wellen umhergetrieben, und seine Führerin war selbst in der augenscheinlichsten Lebensgefahr. Martin Birsch, hievon überzeugt und einsehend, daß mit des Mädchens Untergang auch jede Hoffnung zu seiner und seines Unglücksgefährten Rettung verschwinden müßte, zwar nicht geübt im Schwimmen, aber doch auch darin nicht ganz unerfahren, glaubt noch das einzige Rettungsmittel für alle drei darin zu finden, wenn er das Schiff durch Schwimmen erreichen und die Führung desselben unternehmen



könne. Er ruft dem Mädchen, es solle jetzt tapfer zufahren, er komme ihm entgegen, und schwimmt dem Schiffe zu.

Frischen Muth fassend und mit erneuerter Anstrengung treibt uns das brave Kind das Schiff dem Schwimmenden entgegen. Glücklich erreichen sie auch einander; Martin Birsch schwingt sich muthig in das Schiff und ruft der erfreuten Susanne zu: „Jetzt wollen wir auch den Andern holen!“ Mit kräftiger Hand steuerre er nunmehr dem Unglücksgegnossen nach, der inzwischen schon mehrere hundert Schritte weit von ihnen auf dem Rhein fortgetrieben worden war. Sie holen ihn auch glücklich ein; schon besorgte derselbe, noch immer an das umgekehrte Schiffchen angeklammert und bereits ganz ermattet, daß mit jedem Augenblicke seine Hände erstarren würden, daß er das Schiffchen fahren lassen und untersinken müsse, als die menschenfreundlichen Retter herbeikamen und den zwischen Leben und Tod schwappenden in ihr Fahrtschiff aufnahmen.

Großen Muthes über die glücklich überstandene Lebensgefahr steuerten nunmehr die Geretteten den Rhein hinauf der Rheinfahrt zu, wo sie wohlbehalten ankamen.

Susanne Reisacher, von dem Bezirksamte über den Vorgang vernommen und befragt: wie sie denn dazu gekommen sey, sich auf dem Schiffe ganz allein und zwar noch bei einem so hohen Wasserstande und bei stürmischem Niederwinde in den vollen Rhein zu wagen? gab zur Antwort: „Die Leute, welche ich in so großer Lebensgefahr sah, haben mich gedauert, und als ich ihr Jammergeschrei hörte, kam mir auf einmal die Vorstellung, daß ich ihnen auf dem Fahrtschiffe zu Hülfe kommen und sie retten könnte. Ich habe aber die Gefährlichkeit nicht so überlegt und gedacht, unser lieber Herrgott werde mir zur Vollbringung meines Vorhabens seinen Beistand verleihen.“

Se. Königl. Hoheit der Großerzog von Baden haben der Susanne Reisacher, in Anerkennung ihrer preiswürdigen That, die große goldene Verdienstmedaille gnädigst verliehen und zugleich befohlen, ihr eine Belohnung von 200 fl. anzuweisen, diese Summe bis zur Voll-

jährigkeit oder Verheirathung derselben als Kapital anzulegen und jährlich die hieraus verfallenden Zinsen zum Besten dieses Mädchens verwenden zu lassen. Auch wurde dem Martin Birsch für sein muthvolles Benehmen eine Geldbelohnung gnädigst zuerkannt.

Nun noch einige Worte an die Heldin der Begebenheit selbst.

Liebe Susanne!

Es ist durch dich eine That vollbracht worden, welche nur zwei starke Männer zu erreichen nicht im Stande gewesen wären. Darum hat auch das ganze badische Land und selbst das Ausland Freude an dir; selbst Se. Königl. Hoheit unser gnädigster Landesherr haben dich huldreich beschenkt und mit einem Ehrendekret geschmückt. Auch viele andere wohlthätige Menschen haben zur Belohnung deiner großen That Geld für dich gesteuert, daß dir solches bei deiner Volljährigkeit übergeben werde. — Bei diesem allem kann der hinführende Bote nicht unterlassen, diese Zeilen an dich zu schreiben und dir ebenfalls gerechtes Lob zu ertheilen; allein ich kann ebenfalls auch nicht unterlassen, dich bei diesen höchst wichtigen Gegebenheiten auf noch etwas Wichtiges aufmerksam zu machen; nämlich: Du sollst, und jeder vernünftige Mensch muß es einsehen, daß du nicht aus eigener Kraft diese merkwürdige That vollbracht hast, sondern daß der allmächtige Gott sowohl den Willen und den Rath, als auch die Kraft in dir erzeugt hat, daß du das große Werk vollbringen konntest. Es ist also nicht dein, sondern Gottes Werk, und Ihm gebühret die Ehre der Anbetung. Gott wolle den Menschen auf eine sichtbare Weise zeigen, daß er noch immer Wunder thue, um uns Menschen zu überzeugen, daß er mit undenkbarer Liebe und Wohlwollen über uns warte und regiere. — Es muß dich also das Lob und die Auszeichnung nicht stolz und übermüthig, sondern vielmehr demüthig machen, daß dich der allmächtige Gott zu einem Werkzeug gebraucht hat, eines seiner unzähligen Wunder zu offenbaren. — Und dieser Gott heißt Jesus Christus, durch den alles erschaffen, alles regiert und erhalten wird; der im Fleische erschienen, der uns mit sich selbst, mit seiner ewigen Gerechtigkeit verübte durch sein Blut am Kreuz. — Halte dich immerdar an die-



then als  
bieraus  
es wird  
wurde  
stooltes  
dign ju  
ldin per  
ht wor  
in erri  
Dar  
nd und  
ist Se  
desderr  
e einem  
andere  
shnung  
neueri  
t über  
nn der  
Zeiten  
gerech  
enfalls  
n höchst  
slich  
ch: Du  
mus es  
ft diese  
ändern  
Willen  
in die  
eltern  
soudern  
e Ehre  
enchen  
er noch  
den ja  
e Liebe  
regime  
e Aus  
ndern  
r all  
andht  
u of  
jesus  
s re  
er  
stree  
Baur  
die.





sen deinen Mittler und Verföbner, so wirst du nicht nur hier in jeder Anglegenheit Ruhe und Trost finden, sondern einst das ewige Leben erndien.

Der sinkende Bote, der Alte.

### G e d i c h t

auf die bewunderungswürdige Rettung zweier Menschen durch das 12jährige Mädchen Susanne Reifacher.

Den Himmel röthet der Abendschein,  
Die Wolken ziehen, wild braust der Rhein,  
Es rudern durch Wirbel und Wogendrang  
Zwei wa'd're Schiffer den Strom entlang.

Die Fluthen wühlen, der Nordwind stürmt,  
Und Welle sich hoch an Welle thürmt,  
Der Nachen, von Wind und Strudel gefaßt,  
Schwankt auf und nieder mit schwerer Last.

Weh! Umgerissen von Sturmes Wuth,  
Sinkt er hinab in die wilde Fluth;  
Die Männer fassen mit starker Hand,  
Von Wellen bedeckt, des Kahnes Rand.

Der Himmel ist von Wolken umhüllt,  
Der Sturmwind sauft, die Woge brüllt;  
Doch lauter als Wind und Wogendrang  
Ertönt der Hülfkruf so bang, so bang.

Ein Hirtenkind steht am sichern Strand,  
Ein Engel, zur Rettung der Armen gesandt,  
Susanne im dürftigen Linnenkleid;  
Doch Unschuld und Tugend sind Edelgeschmeid.

Das Ringen der Männer, die Todesgefahr  
Stellt sich den Blicken des Kindes dar;  
Da schlägt ihm das Herz so fromm und so gut,  
Voll Mitleid, Vertrauen und Selbennuth.

Wie leuchtet so gläubig sein Angesicht,  
Da es die geflügelten Worte spricht:

„O Wirthin, schaut die große Noth!  
„Auf, helft sie entreißen dem Wassertod!“

Die zagende Wirthin spricht: „Liebes Kind,  
„Wir können nicht steuern durch Wellen und  
Wind:

„Versuchten wir Rettung im Sturme, o glaub!  
„Wir sanken der zürnenden Fluthen Raub!“

„O,“ spricht das fromme, das gläubige Kind,  
„Laßt wüthen den Sturm, laßt heulen den Wind!  
„Ich übe die erste, die heilige Pflicht!  
„Der Vater im Himmel verläßt mich nicht!“

Dies rufend, es kühn in den Nachen springt,  
Und schaffet mit emsigem Fleiß und ringt,  
Zu stoßen den Nachen von Ufers Rand;  
Der Wille ist stark, zu schwach ist die Hand.

Da steht es die Wirthin um Hülfe an,  
Die stößt in die tobenden Fluthen den Kahn;  
Da schwebt er, da schwankt er, sinkt nieder und steigt,

Susanne in Todesgefahr nicht erbleicht.

Sie rudert so kräftig mit Gottvertraun;  
Die Männer schon nahe die Hülfe schau'n.  
Es strahlet den Armen der Hoffnungsstern.

„Willkommen, Susanne, du Engel des Herrn!“

Doch ach! Susanne, du wagtest zu viel!  
Dein Schiff ist der stürmischen Fluthen Spiel.  
Die Wellen umfreisen den schwankenden Kahn,  
Er kann sie nicht theilen, er kann sich nicht nah'n.

„Nur muthig, Kind! ist Gott mit mir,  
„So theil' ich die Wogen und schwimme zu dir,“  
Ruft Martin und wirft sich mit gläubigem Muth  
Hinein in die Strudel der rauschenden Fluth.

Da kämpft er, von wirbelnden Wogen gewiegt,  
Bis glücklich er Wirbel und Wogen besiegt;  
Dann kräftigen Armes den Nachen er zwingt,  
Daß schnell auch die Rettung des Freundes ge-  
lingt.

Und wie nun des heißesten Dankes Zoll  
Dem Mund der geretteten Männer entquoll,  
Susanne in Demuth vor Gott sich neigt,  
Mit Augen voll Liebe gen Himmel zeigt.

„Gott war unser Retter in Wogen und Wind!  
„Ihu preiset!“ So redet das fromme Kind,  
Und eilt — den Himmel im Herzen — zur Ruh  
Der friedlichen Hütte der Eltern zu.

Friedrich Küchler.

Irret euch nicht, Gott läßt sich  
nicht spotten.

Dieses Wort der heil. Schrift ist wohl schon öfter bewahrheitet worden, als man weiß; deshalb muß uns jeder neue Beleg hiezu sehr willkommen seyn.

Am letzten heil. Pfingstabend saßen mehrere Bauern zu Gütersbach, im Obenwalde, im Wirthshaus beim Kartenspiel bis tief in die Nacht. Einer davon, der schon seine ganze Baarschaft verloren hatte, sagte, als er den



letzten Rest einsetzte: Wenn auch dieses der  
L. .... holt, so muß ein Gewitter drein schla-  
gen. Kaum war das Wort aus seinem Munde  
(ein Gewitter hatte sich schon über dem Dorfe  
zusammengezogen), so schlug der Blitz in die  
Wirthsstube, riß den Flucher hinter dem Ti-  
sche hervor, schleuderte ihn in die Stube und  
lähmte ihn auf der ganzen einen Seite, ohne  
auch nur im Geringsten einen andern Men-  
schen zu beschädigen. Der vom Blitz Betrof-  
fene und Gelähmte lebt noch, aber man hört  
seitdem keinen Fluch mehr von ihm.

Ihr mücht es nun einen merkwürdigen Zufall  
nennen, oder mit dem Psalmisten (104) spre-  
chen: „Du machst Winde zu Deinen Boten und  
Feuerflammen zu Deinen Dienern“ so steht die  
Geschichte da als eine ernste Mahnung an obi-  
gen Ausspruch der Schrift und an das Wort des  
Herrn: Du sollst Gott nicht versuchen!

### Der eingesperrte Hanswurst.

Ein Marionettenspieler stand bei einem  
Wirth ziemlich in der Zechen; er wurde von  
Lezterm deshalb hart angegangen und ihm  
angedroht, daß, wenn er ihn nicht gleich  
bezahle, alle seine Puppen mit Arrest belegt  
werden sollen. Der Marionettenspieler hat  
ihn, er solle doch wenigstens noch Geduld  
haben bis den folgenden Morgen, indem er  
diesen Abend noch eine Vorstellung geben  
werde, die ihm so viel oder noch mehr ein-  
tragen werde, als er ihm schuldig seye; al-  
lein umsonst. Doch besann sich Kilian, der  
Wirth, eines andern und sprach: Die Pup-  
pen könnt ihr alle nehmen, aber der Hans-  
wurst bleibt da, bis ich bezahlt bin; denn  
er hatte in seinem feinen Kopfe sogleich be-  
rechnet, daß es ohne diese Hauptfigur unmög-  
lich seye, ein Stück aufzuführen. Was wollte  
der arme Teufel anders machen, er überließ  
Kilian in Gottes Namen den verlangten Ak-  
teur, der ihn sofort mit folgenden Wor-  
ten in ein Wandkästchen einsperrte: „Da  
bleibt der Herr, bis ich bezahlt bin.“ In-  
dessen wurde demohngeachtet Theater ge-  
geben, und als dieses kaum geendigt war,  
kam Hans, um bei Kilian noch ein Schöp-  
pchen zu fassen. Wohl bekomms, Hans! Was  
ist, wie gebts, was gibts Neues? sagte der  
Wirth, indem er ihm das Schöpchen vor-

setzte und sich ganz bebaglich demselben ge-  
genüber an dem Tisch niederließ. Dadurch  
wurde folgendes Gespräch eingeleitet:

H. (Lachend.) Wie gebts, bel bel! Da  
komm i eben aus em Marionettentheater,  
wo i e Weil zuguckt hann; bel bel! der Hans-  
wurst het verfluchte Teufelsreich gmacht,  
i hann gemeint, i mueß freiere vor Lache.

K. (guckt nach dem Wandkästchen, ob es  
noch geschlossen ist, und sagt ganz rubig):  
Was Hanswurst? dort ist er im Kästchen;  
nein, nein, hanswurstelt sich nig, ich hab  
en; dort im Kästchen bleibt er, bis i be-  
zahlt bin.

Er steckt vielleicht noch darinnen, denn der  
pffiffige Wirth glaubte fest, daß es nur ein  
Hanswurst in der Welt gebe.

### Was heißt frisch?

Jemand fragte einen jungen wohlhabenden  
Kaufmann, ob er denn nicht heirathen wolle?  
„Mit Vergnügen,“ antwortete der Gefragte,  
„sobald Sie mir eine Braut nachweisen, die  
ganz frisch ist.“ — „Et, was wollen Sie da-  
mit?“ versetzte der Frager. — „Sehen Sie,“  
antwortete der Kaufmann, „in dem Worte  
frisch liegen alle Eigenschaften, die ich von  
einer künftigen Gattin verlange; f heißt  
fromm, r heißt reich, i heißt jung und  
sch heißt schön.“

### Gute Hausordnung.

Schmuel überließ einen gewissen Herrn im-  
mer und erinnerte ihn beständig an seine  
Schulden. Dem Herrn wurde der Jude bald  
zur Last; er sagte ihm: „Sobald du mir noch  
einmal kommst, lasse ich dich durch und durch  
prügeln.“ Endlich glaubte der Hebräer,  
doch wieder erinnern zu dürfen; er kam also  
wieder. Der Herr hatte auf diesen Fall sei-  
nen Bedienten befohlen, sich bereit zu hal-  
ten. Er zankte mit dem Juden, griff nach  
der Hauspeitsche und gab dem Schmuel einige  
derbe Lungenstiche. Der Hebräer lief davon;  
aber an der ersten, zweiten und dritten Sit-  
ze standen rüstige Bedienten mit Peitschen  
und empfingen den Juden kräftig. An der  
Hausbüre erhielt Schmuel noch eine tüch-



nige Ladung von Schlägen. Im Freien  
sah er sich um; ohne über die Behandlung  
und Schmerzen zu jammern, sagte er voll  
Erstaunen: „Gottes Wunder! Das is aber  
a Anstalt in dem Haus! Do was a jeder,  
was er zu thun hat.“

### Der Ritt des Schneiders.

Die hochlöbliche Schneiderzunft in X.  
hielt einmal im Post- und Löwenwirths-  
hause einen Zunft-, oder wie man es ge-  
wöhnlich heißt, Bruderstag. Nachdem die  
Köpfe durch den Wein erhitzt waren und  
also der Hauptzweck ihrer Versammlung er-  
reicht, wurden sie übermüthig, und endlich  
herathschlagten sie sich sogar, wie sie sich vor  
andern Zünften auszeichnen könnten. Der  
Posthalter, ein Mann, der auch nicht auf  
den Kopf gefallen war, machte sich aus ih-  
rer Mitte und ging am Ende zur Thüre hin-  
aus. Aber was geschieht? Kurz darauf tritt  
zum Erstaunen der ganzen Trinkgesellschaft  
ein schöner seidener Gaisbock hervor, der  
dem Wirib gehörte, und jetzt betritt auch  
wieder der Posthalter mit einem schelmischen  
Lächeln den Schauplatz. Die Schneider  
maßen ihren Kollegen von unten bis oben  
(der Posthalter machte sich hinter den Ofen  
und lachte nach Herzenslust), einige stierten  
ihn an, andere begrüßten ihn und führten  
ihn im Triumph in der Stube herum. Die  
erste ruhmvolle That, die der wirklich pfif-  
fige Gaisbock vollbrachte, war, daß er der  
ganzen Trinkgesellschaft feierlich zwei Maas  
Wein vortrank. Jetzt tritt ein kleines  
Schneiderchen hervor (ein Abkömmling des  
einst zur Zeit der Reformation so berühmt  
gewordenen Schneiders Johann Bockhold  
von Leyden, welcher sich einst in seiner re-  
ligiösen Schwärmerci so sehr verqaß, daß  
er sich zum Heiland der Welt ausrufen ließ).  
Dieser Schneider, den wir hier Bockhold  
nennen wollen, erklärte, er wolle auf dem  
Bock reiten, und wenn man ihm, als dem  
Kleinften unter ihnen, diese Auszeichnung  
gestatte, wodurch man ja allen Schneidern  
Ehre mache, so wolle er dem Bock vier Maas  
Wein aufwischen. Da zupfte freilich man-  
cher Gescheide die Nase, nur nicht der Post-  
halter, denn dieser ging in die Nebenkam-

mer und lachte so herzhaft, daß ein paar  
Scheiben einflogen; diejenigen aber, welche  
den Spiritus des Weins besser kennen ge-  
lernt hatten, klatschten ihm lauten Beifall  
zu; und obschon sich noch mehrere um eine  
solche ruhmvolle That bewarben, so machte  
doch der Schneiderauschuß dieser Fehde ein  
Ende; unser Bockhold behielt die Oberhand,  
und, wie sich nachher zeigen wird, mit  
Recht.

Nun wurde der Schneider mit Schublen  
und Spornen versehen, der Bock mit Sat-  
tel und Reitriemen, an den Hörnern befe-  
stigt, und so bestieg dieser Neucavalier mit  
Reitpeitsche in der Hand, seinen Schimmel.  
Der schelmische Bock ließ sich dieses alles ge-  
fallen und trug seine ungewohnte Bürde mit  
einer Miene voll Anmuth und Majestät. Un-  
ter Beifallklatschen und Vivatrufen der her-  
beiströmenden Menge geht es zur Thüre  
hinaus.

Drauf ging es weiter, hopy, hopy, hopy,  
In immer laufendem Galopp,  
Daß Bock und Reiter schnoben  
Und Kies und Funken stoben.

Wie aber der pfiffige Bock merkte, daß  
sein Kirassier nicht recht capitelfest, und  
daß dies überhaupt nicht die rechte Art sey,  
so glaubte er, sich auch einige Poffen erlau-  
ben zu dürfen; er schleuderte den Herrn  
Bockhold (welcher, weit entfernt, ihn mit  
den Spornen zu kneipen, beinahe immer  
damit zu thun hatte, die Spornen, welche  
immer herunterrutschen wollten, an den  
Schublen mit einer Hand fest zu machen und  
mit der andern, nachdem ihm die Zügel ent-  
fahren waren, sich nebst der Peitsche an den  
langen Haaren des Bocks zu heben) hin und  
ber, daß ihm wind und weh wurde, und am  
Ende gar noch in den Dreck hinein. Wie  
nun die Schneider aus den Nachbargemein-  
den und die übrigen Handwerker lachten, läßt  
sich denken. Ein Bürger aus derselben Stadt  
sprach zu seiner Frau unter anderm, wie er  
ihr diesen Vorfall erzählte, diese Worte:  
„F ha gmeint, de Ranze wöll mer versprin-  
ge.“ Ein anderer Zuschauer: „Dan, dan,  
des zeit jez öbbis zum Lache für äneßere  
Schltaacher.“ Hieber gehören auch einige  
Honoratioren, z. B. der dicke und vor Lachen  
fast verspringende Kundenboeter, der Bettel-  
vogt, der Bogt, oder wie es ihm besser be-



bagen wird, Bürgermeister (denn die Hölze sind ganz aus der Mode gekommen), der Sägerbauer zc.

Aber es ist der Gang der Natur, daß keine Lust ohne Nachwehen bleibt; und so wurde auch unserm lieben Zeitverreiber sein unschuldiges Vergnügen auf die verdrießlichste Weise verbittert. Als er von seinem glorreichen Zuge zurückkehrte und durch die Strapazen desselben seine Nebel sich ein wenig zerstreut hatten, mußte er vorerst dem Bock vier Maas Wein aufwischen; dann tritt der Posthalter hervor und fordert ferner 1 fl. 50 fr. Rittgeld, und das war dem Bockhold ein fürchterliches Kreuz. Um von seiner Gemahlin nicht in ihrer ersten Hitze abgewaschen zu werden, mußte er — an dem Tage, wo ihm so viele Lorbeeren blühten — die Nacht in einem Waschhaus neben einem Kuhstall zubringen. Er träumte sich wieder in die eiltsischen Gegenden von Welschland, Frankreich zc., wo es ihm vor zwölf Jahren so wohl gewesen, wo er noch keine Abgaben entrichten durfte, wo er noch kein Weib hatte u. s. w. Aber wie ganz anders war es wieder, als er aufwachte; der leere Geldbeutel, die von der gestrigen Affaire durch und durch kothigen Hofen und dann gar der Gedanke an das Weib! Er wollte schier verzweifeln. Noch einmal seinen Ueberdruß mit aller Kraft auf den Boden herabdrückend, bat er endlich den allmächtigen Gott, je bald er je lieber ihn in den Himmel hinaufzunehmen, aber nur nicht auf dem Saisbock.

Er ging endlich sehr betrübt nach Hause, wo ein Hagelwetter von Schimpfworten von Seiten der Frau seiner wartete. Am meisten stichte ihn ohne Zweifel das bedeutende Rittgeld, und gerne hätte er sich eine Kugel durch den Kopf geschossen, wenn er sich nicht vor dieser Todsünde gefürchtet hätte.

Aber bald nach dieser Affaire betritt er wieder ruhmvoll den Schauplatz. Schon am andern Mittag erhält er die Nachricht, daß ihm das Rittgeld geschenkt sey; die Frau wurde allmächtig wieder das Liebste und Beste Weib von der Welt, was ihn bald alles Uebrige vergessen machte. So steht er wieder in seiner vorigen Würde da, geschätzt wegen seiner Rechtschaffenheit, gesucht wegen seiner Gelehrsamkeit, welche nie sinken kann, und angebetet wegen seiner Weisheit.

## Der Durchfall.

Ein schon etwas bejahrter Bauer beklagte sich in einem Wirthshaus über die jetzigen Zeiten und sagte: „Als ich jung war, da waren die alten Leute Meister; nun als ich alt bin, sind die jungen Meister, und ich komme also in meinem Leben nie zum Meisterwerden.“ Der gute Bauer fiel also durch diese Zeiten ganz durch.

## Der Sporn ohne Stiefel.

Ein Frländer schlief mit einem jähzornigen Schorten in einem Bette, und hatte den bloßen Fuß unter der Decke hervorgestreckt. Dies bemerkte ein im Zimmer befindlicher Engländer und schnallte flugs dem Frländer einen Sporn an den Fuß, den er von seinem Stiefel heruntergenommen. Der Frländer zog schlafend den Fuß wieder unter die Decke und rühte mit dem Sporn den Schortländer. Der darüber aufwachte und dem Frländer eine tüchtige Ohrfeige gab, worauf dieser sagte: Was Teufel sichts Dich an, warum schlägst Du mich? — Weill Du mich mit Deinem Sporn gerührt hast. — Wie ist dies möglich, da ich ja nur bloßen Füßen im Bette liege? — Und doch laß so; sieh nur her! — Bei Gott, Du hast recht! Hat der verfluchte Esel von Hausknecht mir den Stiefel ausgezogen und den Sporn sitzen lassen.

## Der Hasenfang.

Zwischen Freiburg und Offenburg liegt das Städtchen H. Hier begegnete vor etlichen Jahren eine Gesellschaft edlenwärtiger Bürger und Bürgerfrauen Abends auf dem Spaziergang einem einsam dahin Wandelnden. Dieser war, so viel ich weiß, ein Glasermeister, und sie nöthigten ihn, ihnen in einem Unternehmen, worin seine bekannte Umsicht von Nutzen seyn würde, thätige Hülfen zu leisten. Der Glaser, ein dienstfertiger Mann, und außerdem noch großer Freund von allen Neuigkeiten und lustigen Unternehmungen, willigte mit Freuden ein, und als dieselben eine Strecke gelaufen waren, begann Better Ignas (denn als Stadtrath war er berechtigt, zuerst zu sprechen) folgendermaßen:



„Höre Glaser! damit du nicht lange in Ungewißheit schwebst über unser Vorbaben, so wisse, daß wir im Sinne haben, uns auf morgen einen Braten zu verschaffen, und dazu haben wir einen Hasen ausersehen, den wir jetzt fangen wollen.“ Unser Glaser, ein leidenschaftlicher Liebhaber aller Schmausereien, sprang vor Freude ganz außer sich hoch auf und mit seinem Lieblingsausdruck beginnend schrie er: Križwastás, do wemmer au ä mol ä Gasterei halte, ich gib de Wi derzue. — Nun erzählte Betier Ignaz fort: So oft meine Frau auf das Stück in der Sunde kommt, sitzt ein Hase in den gelben Rüben und jedesmal hätte sie ihn beinahe erwischt; nun dachte ich, wir wollen einmal unsererer viele gehen, daß er uns nicht entlaufen kann; ich habe es deswegen auch dem Nachbar Schmidt und seiner Frau gesagt, und dem Herrn Lehrer hier, dem Hausfreunde vom Schmidt. Sie alle wollen helfen, und ob schon der Schmidt nicht ganz gut hört, glaubt er den Schaden durch das Gesicht zu ersehen, auch seine Frau ist entschlossen, dem Fang beizuwohnen, sie denkt, eben könne sie schon helfen, wenn sie nur nicht nachspringen darf, denn dabei würde sie ihr dicker Körper hindern. Unter diesem Gespräch kamen sie dem verhängnißvollen Plage immer näher, und nun wurde Stille geboten um den Hasen nicht vorher aufzuschrecken. Die Gesellschaft wanderte lautlos vorwärts, jeder seinen Gedanken nachhängend. Der Herr Stadtrath fragte leise seine Frau, ob sie den Hasen im Backofen braten wolle, denn er ist zugleich Bäcker; der Glaser freute sich schon auf die Gasterei; der Schmidt trank in Gedanken von des Glasers Wein, während seine wohlbeleibte Ehehälfte sich den Kopf zerbrach, welches Stückchen vom Hasen wohl das beste seyn möchte, um ihren lieben Hausfreund, dem Herrn Lehrer, damit aufwarten zu können u. s. w. Doch ein Nebenumstand erweckte die lautlose Gesellschaft ein wenig aus ihrem süßen Dahinbrüten; es schlich nämlich ganz leise und sich allein und sicher glaubend, Schreinermeister Fridolin vom Berge herab, und wurde zu nicht geringem Erstaunen auf einmal von seinem Freund und Zunftgenossen dem Glaser angerufen und gefragt, woher er so spät

noch komme. Meister Fridolin mochte wohl triftige Gründe gehabt haben, dies vor Federmann zu verbergen, kurz, seine Antwort war den Gründen angemessen, dem Glaser aber nicht, und so kamen sie mit Fragen und Antworten endlich in eine nahegelegene Pfütze, worin sie sich auch einige Zeit aufhielten, und um ihrem Geschlecht Ehre zu machen, auch herumwälzten. Doch als die erste Hitze gefühlt, dachte unser Glaser wieder an den Hasen und mitbin auch an die Gasterei, welches ihm das Geschick schnell vergessen machte, und so wanderte er mit der Gesellschaft dem Plage zu, wo der Hase gewöhnlich der Ruhe pflegte, indes Meister Fridolin verdrüsslich nach Hause ging. Nun endlich auf dem Plage angekommen, wurden von der Gesellschaft die nöthigen Anstalten getroffen, damit der Braten ja nicht entgehen könne, und sie umstellten nun in der Runde das ganze Stückchen mit dem Bemerken, daß alle der Mitte zulaufen und wie sie etwas sich bewegen sehen würden, darauf losstürzen und dasselbe festhalten sollten. Auf das vom Stadtrath gegebene Zeichen setzten sich alle in gespannter Erwartung mit langsamen Schritten und ausgebreiteten Händen, als wollten sie die Gänse vor sich hertreiben, in Bewegung, und als sich in der Mitte des Stückes etwas zu regen begann, stürzten alle mit blinder Hast auf das unglückliche Schlachtopfer dergestalt los, daß die dicke Schmidtin, da sich aller Köpfe etwas unsanft berührten, die Erde küßte, und ganz unsanft aufschlug, während das kleine Schulmeisterlein durch den Gegenstoß des Härkern und dickern Schmidtschädels weit hingeschleudert wurde, indes der Hr. Stadtrath sich unter den andern hervorarbeitend, statt des Hasen eine große Kröte in die Höhe streckte. Denn der Hase hatte sich vorher, aufgeschreckt durch die zärtlichen Umarmungen der beiden Freunde, aus dem Staube gemacht. Als man sich nun wieder etwas erholt hatte, sah jeder den andern fragend an, welcher wohl den Hasen ertappt hätte. „Ja,“ sagte der Stadtrath, „ein schöner Hase! eine Kröte wie ein Zwölfertaib, für diesen Braten hätten wir unsere Köpfe schonen können, doch ertrage ich mein Kopfweh gerne, wenn es nur Niemand erfährt, es könnte sonst Arbeit für den Kalendermacher geben.“ Križwastás,



sagte der Glaser, „sey gibts wieder ket Gasterei,“ und so ging die Gesellschaft, traurig über ihren unglücklichen Hansenfang, nach Hause, und schwuren, gewiß keinen Hasen mehr fangen zu wollen.

### Wohlfeile Saife.

In einem Dorfe ohnweit Strassburg saßen an einem Abend drei lustige Kameraden und wußten nicht vor Langerweile was anzufangen sey. Ueberdem kam ein Saifenhändler mit Saife; als dieser zur Thür hineinkam so sagte der Vornehmste unter ihnen (in Krähwinkel nennt man ihn nur den Dorf-Güntel und Ueberlungs-Commissarius, denn in einer halben Stunde kann er im Bierhaus dem ganzen Dorf inventiren): „hier giebt es einen Spaß zu machen. Saifenhans komm dabei, du mußt mit uns karten, wir wollen deine Saife herausspielen.“ Anfangs sich weigernd, aber endlich doch einwilligend, wird eine Karte geholt. Der Dorf-Güntel und zwei halbstudierte Männchen, welche noch mitmachen, glaubten wohlfeiles Bier zu trinken, und gaben die Spielregel an: daß die zwei, welche im Hopfen zuerst fertig sind, frei seyen, und die Saife ziehen sollen, während dem die andern zwei für jedes Pfund zwei Maas Bier zahlen müssen. Das Spiel endigt sich, so daß der Saifenhans und einer der Letztern jeder mit zwei Strichen hängen blieben, und der Saifenhans von diesem zwei Kreuzer bekommt; darauf wurde um ein anderes Pfund gespielt, wofür er drei Kreuzer und endlich für ein drittes ein Kreuzer bekam und außerdem die sechs Maas Bier zu zapfen tüchtig mithalf. Ueber dem kam des Dorf-Güntels Sobu und holt ihn zum Nachtessen. „Geh nur heim, Schaföbese, und sag der Mutter, sie soll eine Wasche anfangen, ich bringe Saife mit.“ Als es endlich tief in die Nacht hineinkam, so gieng der Saifenhans zur Thüre hinaus und kam nicht wieder. Nach langem verdrüßlichem Warten holt endlich unser Dorf-Güntel das Säcklein her und leert es aus; aber, pos tausend! o weh! statt der gedachten Saife kamen vier-eckigte und saifenartig geschnittene Stücklein Holz heraus; mein Saifenhans aber war und blieb fort.

### Uerschrockenheit eines russischen Offiziers.

Ein junger Artillerieoffizier befehligte eine Batterie im letzten Kriege, welche heftig von den Türken angegriffen wurde. Kaum hatte das Gefecht begonnen, als ihm eine Kugel den Fuß wegriß. Kaltblütig und unbewegt gab er seine ferneren Befehle. Eine zweite Kugel traf ihn an die Schulter und warf ihn um; die Soldaten liefen herbei um ihn aufzuheben. „An Euere Stücke, Kameraden!“ rief er ihnen zu. — „An Euere Stücke. Während Ihr so um mich herumseht, könnte der Feind hereinbrechen.“ Die Türken drangen mit Ungestüm vor; Mann kämpfte gegen Mann, aber die Russen behaupteten die Batterie. Endlich tödtete eine dritte Kugel den Offizier völlig, jedoch schwang sich seine Seele erst bei dem Siegesjubel der Seinigen auf.

### An unser geliebtes Fürstenpaar am Neujahrs Morgen.

Wenn d' Sune schön und fürig roth  
Am belle blaue Himmel stobt,  
So rüef i, lieblichs Fürstenaar:  
I wünsch ich au e guets neu's Johr.

Un wünsch ich, was der Brief verma,  
Was jeder Bürger wünschse ka:  
E langes Lebe un viel Glück,  
Un alle Freud, un no e Stück.

I wett druf Ihr verrothets jo,  
I glaub, ihr bens jo weger scho,  
I main e jeder rechte Man  
Seig Euer treue Unterthan.

Un ben er ei mol lange Zit,  
So set ich au der Weg nit zwit,  
Un b'suche e ts im Oberland,  
Der Weg und Lüet sin euch bekant.

Dietler.